**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

**Band:** 219 (1946)

Artikel: Kleiner Roman eines Einfrankenstückes

Autor: Bratschi, Peter

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-656019

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Rleiner Roman eines Einfrankenstückes

Bon Peter Bratichi

Ich bin ein kleines, rundes Metallstück. Auf der einen Seite trage ich das Bild der mit abgestelltem Schweizerwappen stehenden Helvetia, umrahmt mit zweiundzwanzig Sternen. Auf der Rückseite schmückt mich, je zur Hälfte geteilt, ein Alpenrosen= und Eichenlaubkranz. Man hat mir den vom Staate garantierten Wert eines Frankens gegeben. Damit das ein für allemal feststehe, trage ich inmitten des erwähnten Kranzgebindes die Prägung: 1 Fr.

Ungeachtet dessen scheint es Zweifler zu geben, die mich gelegentlich eines unbeständigen Wertes anschuldigen. Ich verstehe das nicht. Immerhin — die Verdächtigung scheint von Bedeutung gewesen zu sein, und zwar von so großer Bedeutung, daß sich der hohe Bundesrat seinerzeit veranlaßt sah, mich im Parlament in Schutz zu nehmen und zu erklären, ein Franken bleibe ein Franken. Das hat mich riesig gefreut. Wer aber glaubt, dieses Bundesratswort allein hätte mich vor Minderwertigkeitsgefühlen be= wahrt, irrt sich. Ich bin auch ohnedies von meinen auten Qualitäten überzeugt, beweist doch schon meine saubere Bildprägung, daß mir Wichtigkeit zugemessen wird. Nicht nur das — das Schmelz= gut, aus dem ich entstanden bin, enthält nämlich Silber. Damit ist mir etwas Belebendes zu eigen geworden. Ich wage beinahe zu sagen, ich hätte eine silberhelle Seele. Dem Silber verdanke ich auch den feinen Klang. Leider wissen nur wenige davon, denn die Leute haben es beim Auszählen meistens so eilig, daß sie ob ihren Geschäften mein Klingen überhören, wie sie übrigens all ihren Hilfsmitteln — und ein solches bin ich ja auch nur wenig Bedeutung beimessen. Mein schwaches Klingen verhallt gewöhnlich im allgemeinen Getriebe. Aber ich bin nicht neidisch, werden doch selbst gelegentlich die Glocken des Domes über= hört, die wahrlich eine mächtigere Sprache zu sprechen vermögen als ich.

Doch — ich will nicht in Betrachtungen versfallen, sondern von einigen von mir durchlaufenen Lebensstationen erzählen.

Als ich vor vielen Jahren mit Tausenden von Rameraden funkelnagelneu aus der Brägepresse fam — noch etwas herb im Außern — fam ich mir vor wie ein Konfirmand, der sich anschließt, das Leben zu erobern. Der erste Weg führte mich jedoch nicht ins Freie, sondern in die Enge. Mit vielen andern Gefährten wurde ich in eine Rolle gereiht und verpact. Das Tageslicht wurde uns erst wieder geschenkt, als wir in einer Rompagnie zur Bestreitung des Soldatensoldes Verwendung fanden. Ich kam in die Hand eines Füsiliers, der von Beruf Feinschlosser war. Mit einem besinnlichen Lächeln sonderte er mich von den andern Münzen ab und legte mich in das Nebenfach seines Geldbeutels. Später — während seines Urlaubs — verfertigte er, meinem Format entsprechend, eine zierliche Metallfassung und schuf mich so zu einer Brosche, die er seinem Schatz zum Geburtstag schenkte.

Jeden Sonntag ward mir nun die Gunst zuteil, über dem Herzen des Mädchens zu prangen und gegenwärtig zu sein, wenn der Soldat seine Allerliebste um die Schultern nahm und das Mädchen füßte. Ich nehme diesbezüglich alles nur in allem und sage: Es war einsach schön!

Mit der Zeit verlor ich etwas von meinem Glanz. Es kam der Moment, da das Mädchen mich nicht mehr für schön genug hielt, um als Schmuckstück einer Braut zu gelten. So mußte ich einem Kameraden jüngern Jahrgangs, der noch die unverdorbene Politur an sich hatte, Plat machen.

Ich kam nun in ihren Geldbeutel und von dort zur Coiffeuse. Schon hatte ich einige Kratzer bekommen, doch im Vergleich zu den neben mir liegenden, teilweise abgeschliffenen Münzen, konnte mein Aussehen beinahe noch sonntäglich genannt werden.

In den folgenden Tagen mußte ich mehrmals den Besitzer wechseln. Eines Abends landete ich plöglich auf dem Spieltisch eines Rasinos. Eine feine aber zitternde Hand hatte mich hingelegt — und schon hatte sie mich auch verloren. Vom Croupier gerafft, wanderte ich vorerst in die Rasinokasse, wie auch andere meinesgleichen der Reihe nach das gleiche Schicksal zu teilen hatten.

Aber auch da war mein Aufenthalt nur kurz. Ich wurde in das Zahltagstäschen eines im Hause angestellten Musikers gesteckt. Der stete Schub und Wandel des Lebens war mir nun schon geläufig, und so wunsderte ich mich weiter nicht, daß meine Wenigkeit bereits am gleichen Tag in eine Schachtel Zigaretten umgesetzt wurde.

Die Kioskhalterin, bei der ich einige Tage in Gewahrsam blieb, benühte mich vorübergehend als Buchzeichen. Ich lag während den Lesepausen mitten in einer Liebesgeschichte. Es war der Roman einer verlassenen Braut, die es später verstanden hatte, dem Abtrünnigen das Sämlein eines Wunderkrauts in den Wein zu streuen, so daß der Bursche in neuer Liebe zu ihr entbrannte.

Bald war mein Gastspiel auch da zu Ende, und ich kam zu Pia. Da mir die Gunst zuteil wurde, längere Zeit bei ihr zu verweilen, erfuhr ich manch Erfreuliches aus ihrem Leben. Etwas davon sei hier erzählt:

Ihr habt sie vielleicht auch schon gesehen: im Tram, auf der Straße oder auf der Treppe. Pia ist die Frau mit den roten Händen, denen man es ansieht, daß sie mit Seife und Lauge zu tun haben. Ja, ihr kennt sie bestimmt, die Waschfrau, die Pugs frau, die Stundenfrau, die, welche euch die Hemden wäscht, die bei fremden Leuten den Haushalt bes sorgt, wenn der Hausfrau die vielen

Dinge über den Hals zu wachsen drohen, die Frau, die die Bücher abstaubt, welche den Schrank des Gelehrten zieren, die aufräumt, was der Besucher in Unordnung gebracht hat, die die Böden aufreibt, Teppiche klopft und die Treppen segt. Ja — ihr kennt sie.

Aber wer hat sich schon Gedanken darüber gemacht, was so ein dienstbarer Geist eigentlich ist, daß da in der Arbeitsschürze sozusagen auch ein Mensch mit fühlendem Herzen, mit Pflichtsbewußtsein und wacher Seele einer Aufgabe gerecht wird? Denkt man auch daran, wieviel Bequemlichkeit und Häuslichkeit von einer so



..., die er seinem Schatz zum Geburtstag schenkte.

wenig beachteten Frau abhängt, und wieviel innere Kraft, wieviel Tapferkeit, wieviel Lebens=mut in einem solchen Menschen daheim ist?

Putfrauen, Waschfrauen und Stundenmädschen gehören nicht zu den begüterten Geschöpfen. Sie sind gezwungen, auf Verdienst auszugehen und zu den eigenen Sorgen auch noch fremde zu übernehmen.

Wenn ihr nun am Morgen Pia begegnet — wie gesagt — auf der Straße, im Tram oder auf der Treppe, und ihr euch anschieft, das Tagewerk zu beginnen, hat sie bereits ein schönes Stück Arbeit hinter sich. Wenn Pia jeweils morgens

um die Straßenecke hastet, um den Autobus zu erreichen, der das Vorortsquartier mit der Stadt verbindet, hat sie schon den eigenen Haushalt besorgt, hat die Kinder betreut, zwei davon zur Schule geschickt und das dritte in die Kinderkrippe gebracht. Aber nicht nur das — sie hat schon das Mittagsmahl so weit vorbereitet, daß die ältern Kinder, nach ihrer Kückfehr aus dem Schulunterzicht, es fertig zubereiten können.

Sie selber ist bei der Herrschaft, bei der sie Hausdienst leistet. Den ganzen Tag ist sie von den Kindern getrennt, von denen, die ihr das Liebste sind und für die sie sich abmüht. Sie will keine fremde Hilfe, keine Unterstühung. Sie will sich selber durchs Leben kämpfen.



Sie denkt dann an ihre Dachwohnung ...

Ihre herben Hände sind gewohnt, kräftig zuzugreisen, aber ihre Hände können auch lieb-kosen, wenn sie vom Kleinen in der Krippe Abschied nehmen oder wenn sie die ältern zum Schulweg geleiten. Wenig wortmächtig, aber tiessind ihre Gefühle. Sie ist wie alle Mütter voll Liebe und Hingebung.

Freilich — es kommen auch andere Stunden. Stunden, da sich ihre Stirne in Falten legt, da sie zu rechnen beginnt, da ihr all das, was ihr und den Kindern mangelt, bewußt wird. Mitten in der Arbeit kommt das zuweilen über sie. In den Dienststellen, die sie abwechslungsweise verssieht, wollen ihr oft bittere Gedanken aufsteigen. Sie sieht die Verschiedenheit der Schicksale, sieht,

wie sie den einen günstig sind, wie sie den andern so vieles vorenthalten. Seltsam berührt es sie manchmal, wenn sie die großen hellen Wohnungen betritt, in denen sie zu tun hat. Da sind volle Schränke, da sind Bücher, da sind Gedichte, da hängen kostbare Vilder, da liegen weiche Teppiche, da sind Konzerteinladungen auf dem Tisch, ist Wärme, ist Traulichkeit und Geborgensheit. Ob sie will oder nicht will — unwillkürlich zieht sie Vergleiche.

Sie denkt dann an ihre Dachwohnung mit der vergilbten Photographie des Hochzeitspaares, die abgestoßenen Möbel, die Nähmaschine, den ausgetretenen Bodenbelag und die enge Rüche, die an den Führerstand eines Waschinisten erinnert. Sie denkt an die abgetragenen Kleider ihrer Kinder und an all die Dinge, die zum Lebensinhalt einer sorgenden Mutter gehören.

Lebensinhalt? Wenn jemand mit ihr darüber spricht, so lächelt sie. Sie tut ja so viel Gutes, vor allem an ihren Rindern und auch an den Mitmenschen. Ein Teil ihrer Liebe ist mit dem Faden versponnen, mit dem sie den Rleinen die Rleider flickt. Ein Stück ihrer Güte ist dem Garn verhaftet, aus dem sie Handschuhe, Strümpfe und Pullover strickt. Ja — eine solche Sorge,

die Fürsorge und Betreuung ist, kann Glück besteuten.

Es ist ein stilles Heldentum, das da auf dem Posten steht, das Wache hält, der Not steuert und als wehrhafte Grundlage für Familie und Staat zu gelten hat. Tief muß die Quelle sein, aus der Pia ihre Kräfte schöpft. Es ist die Quelle, die von einem starken Gottesglauben genährt ist.

Spät abends, wenn sie die Kinder zu Bett gebracht hat, steht sie oft noch eine Weile am Fenster, um endlich in Ruhe Atem zu schöpfen. Sie schaut dann von ihrer Wohnung hinüber zur Stadt. Unzählige Lichter leuchten dort auf, locken zu Musik, zu glitzernden Schausenstern und seierabendgestimmten Menschen. Etwas wie Schmerz will sie da anfallen. Sie gedenkt des zu früh verstorbenen Mannes, erinnert sich zerbrochener Hoffnungen und sehnt sich nach dem Vergtal, wo sie aufgewachsen und dem sie tiefinnerst treu geblieben ist. Aber dann hört sie die Atemzüge ihrer Kinder, und ihre Gedanken wandern zurück in den Kreis, den das Schicksal ihr gezogen hat.

\*

Soviel von Pia. Gezwungen sie zu verlassen, begann für mich aufs neue ein wechselvolles Leben. Ich will die Wege nicht beschreiben, die mich durch Warenhäuser, Messebuden, Fremden= furorte und Aneipen führten. Areuz und quer durch das ganze Land ging meine Fahrt, bis ich schließlich als Göttibagen bei einem Bauernkind Einkehr halten durfte. Sier bekam ich für eine Weile Ruhe. Auf all meinen Fahrten wurde mir gegenwärtig, wie verschieden die Menschen mit Geld umgehen. Ich lernte erkennen, daß die Art und Weise, wie Geld in die Hände genommen wird, den Charafter eines Menschen zu verraten vermag. Der eine geht spielerisch damit um. Er verdient es offenbar leicht und vergißt, daß Geld für andere die Entschädigung für oft mühe= reiche und opfervolle Arbeit darstellt. dieser die Münzen lässig in die Hosentasche steckt anstatt in den Geldbeutel und die Banknoten mit grober Hand anfast und, sie zer= knüllend, mit liederlicher Bewegung in die Mantel= tasche schiebt, so ist anzunehmen, daß dieser Mensch der Achtung vor feineren Dingen des Lebens entmangelt.

Es gibt jedoch auch andere, deren Hände sich sanft und warm um mich schließen, wenn sie mich entgegennehmen, gibt solche, die sich auch die Mühe nehmen, einen Blick auf mich zu werfen. Es sind offenbar jene Leute, die es im Leben schwer haben, Geld zu verdienen.

Wie gesagt, ich kam als Göttibaken zu einem Bauernbuben. Schon am gleichen Tag erhielt ich Gesellschaft, denn ein anderer Pate hatte sich herbeigelassen, dem Anaben ein schönes Fünffrankenstück zu schenken. Dieses trieb mich in der räumlichen Beschränktheit des Geldbeutels regelrecht in die Enge. Ich kam mir da vor wie ein bescheidenes Knechtlein neben einer würdigen und beleibten Dame. Doch — als wir leise zu= sammenstießen, brachte uns unser Klingen zu näherer Bekanntschaft. Und siehe da — wir fanden beide bald, daß äußere Unterschiede im Leben nicht immer ausschlaggebend sind, sondern daß es über allen Standesunterschieden doch noch innere Beziehungen gibt, daß vom einen zum andern ein Klingen geht, daß da noch Brücken vorhanden sind, die unabhängig von allen Außer= lichkeiten stehen.

Einige Wochen ruhten wir nun in einer kleinen Rassette. Andere Geldstücke kamen hinzu, und wenn der Knabe die kleine Dose schüttelte, was er oft tat, gaben wir allemal mit hellem Geklirr und vermischtem Stimmengewirr Antswort. Sines Tages nahm uns der Vater des Buben auf die Bank und ließ dem Kind ein Sparbücklein ausstellen. Sine Münze nach der andern wurde sortiert und dem Wert entsprechend in verschiedene Fächer eingeordnet. So kam unsere lustige Gesellschaft wieder auseinander; das Leben ist eben steter Wandel, bald Bindung, bald Auflösung, einmal Beharrung, dann wieder Fluß.

In der Bankfasse war des Bleibens nicht lange. Menschen kamen und gingen in großer Zahl; die einen mit frohem, die andern mit sorgenvollem Gesicht. Bald mußte ich wieder auf die Wanderschaft. Bon Hand zu Hand gereicht, von Geldbeutel zu Geldbeutel wandernd — und gelegentlich auch mit der Eisenbahn fahrend — kam ich schließlich in ein Berggasthaus, wo ich als Herausgeld dem kauzigen Bergbauern Trümpi in die Hand gelegt wurde. Von diesem

Mann ist mir eine lustige Geschichte in Erinnerung. Sie handelt von einer schwarzen Kate und lautet folgendermaßen:

Trümpi David hatte soeben ergebnissos um einen Esel gehandelt und befand sich auf dem Heinem Eseinweg zur Hochbäuert. Er fühlte sich etwas benommen, denn die endlose Feilscherei hatte ihn ermüdet und mißlaunisch gemacht. Es konnte auch sein, daß ihm der Wein zu Kopf gestiegen war, dem er im "Kreuz", vielleicht etwas zu hastig, zugesprochen haben mochte. Trümpi, der ohnehin zum Sinnieren neigte, versiel jeht bei der Abenddämmerung immer mehr einer schlechten Laune, die sich in der Folge zu einer eigentlichen Bedrückung steigerte. Kein Wunder, daß er den Ausstelle nach der Hochbäuert heute besonders beschwerlich fand.

Zu all dem lief ihm nun noch eine schwarze Rate über den Weg.

Das hatte ihm noch gefehlt. Wie alle in der Hochbäuert wußte auch er, daß ein solches Zeichen nichts Gutes verhieß. Was konnte ihm bevorstehen? — Ho — allerlei. Nicht, daß er fürchtete, ein Wolf würde nun aus dem Wald brechen und ihn fressen — nein, es gab andere heimtücksche Dinge. Dinge, gegen die es ebensoschwer aufzukommen war wie gegen ein wildes Tier. Man konnte ja nicht wissen, was alles im Schoße der Zukunft lag und wie schnell Widerwärtigkeiten auf ihn niederprasseln konnten. Übrigens, wenn er scharf nachdachte (und seiner Meinung nach dachte er jett scharf), gewitterte schon verschiedenes um ihn, auf das das Erscheinen der schwarzen Kahe hindeuten konnte.

Da war zum Beispiel der geschossene Fuchs, den er unerlaubt, aber doch vorsorglicherweise erlegt hatte, damit er nicht in die Sühnerhütte einbreche. Trümpi David war nicht ganz sicher, ob nicht des Nachbars Hans davon wußte. Wenn ja — dann war eine Klage zu gewärtigen, denn er stand nicht gut zu Hans seit jener Holzaffäre, da sie unrechtmäßig eine Tanne gefällt hatten und bei der Teilung in Streit geraten waren.

Oder was konnte die schwarze Raze sonst noch bedeuten? O vielleicht war es dies: die Erscheinung konnte auf eine neue Rheumatismusattacke hinweisen. Unwillkürlich griff Trümpi nach der linken Hüfte. Bohrte da nicht schon ein Stechen im Gelenk? — Sollte es auch nur Täuschung gewesen sein, so ging es doch schon wie ein schmerzliches Ahnen durch ihn. Vorsicht! Vorsicht! dachte er. Ich werde heute wieder einmal Lebensweckeröl einreiben müssen.

Er wandte den Blick nach oben. Ein Habicht schwang sich über den Taleinschnitt, verfolgt von einer Schar schreiender Krähen. Eben — Krähen. Auch das war so ein schwarzes Zeichen. Man sah sie nicht gern zur Abendstunde. Eine Weile versfolgte Trümpis Blick den Zickzackslug des Habichts. Verflixt geschickt wich er den Verfolgern aus. Jeht war die Jagd direkt über David. Einige Krähen suchten dem Hühnervogel die Bahn abzuschneiden, doch schon schof der Verfolgte wie ein Pfeil nach der Tiefe und verschwand im Geäst des Bergwaldes. Lange kreiste der Krähenschwarm noch über den Tannen, um sich dann langsam aufzulösen und zu verschwinden.

Trümpi David stopfte sich eine Pfeise und begann mit hastigen Zügen zu rauchen. Dabei benützte er mich, um die Glut in der Tabakspfeise niederzudrücken. Er schien nun etwas gelöster. Das kurze Schauspiel in der Luft hatte ihm sogar ein Lächeln abzugewinnen vermocht.

Nun stapste er weiter. Aber schon wieder kam er ins Sinnen. Wo war er eigentlich versblieben? Eben — ja, beim Rheumatismus. Zu seinen bisherigen dunklen Mutmaßungen gessellten sich neue. Die schwarze Kaze konnte zum Beispiel auch Vorbote kommenden Unglücks im Stall sein. Oder — vielleicht war wieder ein Bruch in der Wasserleitung zu erwarten. Möglicherweise aber hatte Mäde, seine Frau, den Cholderi, wenn er nach Hause kam. Sollte dies der Fall sein, so würden ihm — so dachte er — mindestens vierzehn Tage stumme Umwitterung sicher sein. Er begann zu schwizen, und ein lästiges Magenbrennen meldete sich bei ihm.

Während er spintisierend den Weg zu seinem Seimwesen fortsetze, war Mäde dabei, den kleinen Viehstand zu besorgen und das Nachtsessen zuzubereiten. Sie war guter Laune, denn während eines Besuchs in der Nachbarschaft hatte sie allerlei Neuigkeiten vernommen, die es wert waren, dem heimkehrenden David in aller Ausführlichkeit erzählt zu werden. So hatte sie

beim Vetter den Bescheid erhalten, daß er bereit sei, den Pachtvertrag für die Sommerweide, an dem David viel gelegen war, zu erneuern. Sodann war bei der Schwiegertochter ein zweites Kind auf die Welt gekommen, ein Bub, wie sie es alle

MESSINER MESSINER

Trümpi David stopste sich eine Pfeise und begann mit hastigen Zügen zu rauchen.

gewünscht hatten. Des weitern war vom Sohn ein Brief angelangt, worin er mitteilte, daß er Rorporal geworden sei. Also erfreuliche Mitteilungen genug, um den Mann bei seiner Seimstehr zu überraschen. Ihrer Zungenfertigkeit sicher, gedachte sie das Ganze zu einer richtiggehenden Sörfolge zu gestalten und zu steigern. So legte sie denn in Gedanken alles richtig zurecht, damit

sie eines abendfüllenden Genusses sicher sei. In all ihrem Tun spiegelte sich Erwartung und verhaltene Mitteilungsbereitschaft.

Die Zeit verstrich. Mäde wartete. — Wo nur mochte David so lange verbleiben? Er hatte doch

versprochen, beim Nachtessen zu Hause zu sein. Da es schon zu dunkeln be= gann, machte sie Licht und nahm ein Strickzeug zur Hand. Doch die Arbeit wollte ihr nicht recht vom Fleck. Argerlich, daß er gerade an diesem Abend so unpünktlich war. Plöklich erinnerte sie sich, daß für den folgen= den Morgen noch kein Holz in der Rüche bereit lag. Mäde begab sich in den Holzschopf, doch nicht ohne vorher den Kaffee an die Wärme zu stellen. Im Holzschopf entdecte sie, daß das gespaltene Holz zur Neige gegangen war. Rasch ergriff sie das Beil und machte das nötige Holz zurecht. Unverständlich, daß David sich nicht um diese ihm zufallende Verrichtung gefümmert hatte. Aber eben — der Eselhandel steckte ihm im Ropf. So etwas! Bis jekt waren sie immer noch ohne Saumtier aus= gekommen. Verschnupft faßte sie den mit Holz gefüllten Korb, ließ ihn jedoch sogleich wieder fallen, denn ein Splitter war ihr unter den Daumennagel geraten. Ai! Ai! tat das weh. Sie ging in die Stube, sette sich unter die Lampe und suchte mit einer Stecknadel den Splitter zu entfernen.

In diesem Augenblick trat David, schwabbelig und unsicher in die Stube. Direkt krank fühlte er sich. In seiner tiesen Benommenheit

bemerkte er nicht, daß Mäde sich mit ihrem Daumen abmühte. Schlapp ließ er sich auf das Ruhebett nieder und seufzte. Mäde blickte auf. Was war denn los mit ihm? Sein Gessicht spiegelte Verdruß. Nicht so hatte sie sich seine Heimeber vorgestellt. Er sah nicht einmal, daß sie litt. Nein, er bemerkte es wirklich nicht. Starr war sein Blick auf den Boden

gerichtet. Mädes freudige Erwartung war auf einmal dahin.

David saß da, als ob er ein Wort von Mäde erwartete. Doch — jett kam ihm in den Sinn, daß er den Gruß vergessen hatte. Dumm war das. Ja, er fühlte es, das war mehr als dumm. Aber jett hintendrein das Versäumte nachholen — nein, das gab ihm der Ropf nicht zu. Ein verpaßter Moment war eben ein verpaßter Moment. Da war jest nichts mehr zu machen. Aber Mäde — so dachte er — würde die Sache schon wieder einrenken. Doch — er wartete ver= gebens. Ohne ein Wort verlauten zu lassen, begab sie sich in die Rüche, um nach dem Essen zu sehen. Regelrecht verärgert sah sie jest aus. So viel Neuigkeiten hatte sie auf Lager und wurde nicht einmal eines Grußes gewürdigt. Erst noch hatte sie sich den Gesprächsstoff in Freude zu= rechtgelegt, um ihre Erzählung gefällig und selbst= genießerisch vorzutragen — und nun fühlte sie sich plöglich gar nicht mehr im Strumpf. Warum nur macht mir David den Ropf? fragte sie sich. denn anders konnte sie sich sein Benehmen nicht deuten. Was mochte denn bloß in ihn gefahren sein? Hatte er einen schlechten Handel gemacht? Oder war er zu lange im Wirtshaus geblieben? — Ja — ja — das könnte sein. Darum seine späte Heimkehr. Jest schien ihr die Sache klar zu sein. Richtig zornig war sie nun. Heftig war der Aufstoß, als sie die Röstiplatte auf den Tisch schob, so heftig, daß die Tassen zu klirren und zu tanzen begannen.

Obschon David an jenem Abend nicht mehr sehr hellhörig war, empfand er den Lärm doch als untrügerischen Vorboten eines aussteigenden Gewitters, und da Mäde, aufs neue in der Rüche verschwindend, die Türe laut ins Schloß brätschte, wußte er, welche Stunde ihm geschlagen hatte.

"Ich hätte es ja wissen können", brummte er in den Bart. "Sie hat wieder einmal den Cholderi. Jaja, die schwarze Kahe..."

Soweit die kleine Geschichte vom Trümpi David. Er hat dann den Esel doch noch gekauft und mich dabei dem Verkäufer ausgehändigt.

Später kam ich zu einer Braut und bildete einen winzigen Teil des ersparten Betrags zur Anschaffung der Aussteuer. Trot dieser kaum in die Augen springenden Beteiligung machte es mir doch Freude, daß ich dabei sein durfte, erslebte ich bei dem Mädchen doch wieder einmal eine Phase, die Lebensbejahung bedeutete. Daß die Braut ganz auf diesen Ton eingestellt war, bewies ein Spruch, den sie über ihrem Bett hängen hatte. Er lautete:

## Ja!

Sag ja, wenn auch der Tag verneint! Sag ja, ob ringsum ungeeint Die Welt auch hadern mag! Sag ja, auch dann, wenn gramerfüllt Und pfadlos sich die Zeit enthüllt, Sag ja zu deinem Tag!

Es liegen tausend Melodein Gefangen in des Lebens Schrein. Wer wird sie küssen los? Sag ja, die Welt braucht Lieb' und Treu! Das "Ja", es schafft sie wieder neu, O Seele, wag' es bloß!

\*

Die Menschen sind im allgemeinen merkwürdige Räuze. Ununterbrochen sprechen sie über Weltverbesserung und denken nicht daran, daß das Besserwerden zuallererst beim Einzelnen beginnen muß. Zu jenen, bei denen Selbst= einkehr nötig wäre, gehört auch der reiche Geizhals, der mich jahrelang in einer Truhe eingesperrt liegen ließ, bis dann ein Schelm einbrach und mich mit vielen andern Gefährten stahl. Zwar konnte der Dieb verhaftet und das gestohlene Geld — es war eine beträchtliche Summe wieder eingebracht werden. Für den Bestohlenen hatte aber die Affäre noch ein bitteres Nachspiel zur Folge. Das Steueramt sah sich nämlich ge= nötigt, sich des Falls anzunehmen, und das Ende war, daß der Geizhals eine gesalzene Nachsteuer au entrichten hatte.

Es schien, als ob die Kette des Ungemachs bei mir nicht mehr abreißen wollte. Eines Tages verlor mich ein Mädchen, das mich in einer ländlichen Schule als Examenbaten erhalten hatte. Ich konnte mir das Leid der Kleinen wohl vorstellen, doch auch mir selber erging es übel. Ich siel nämlich in eine am Weg liegende Pfüße,

die von sickerndem Schwefelwasser ge= bildet worden war. Mehrere Wochen lag ich verloren im Lehm. Nach und nach wurde mir bewußt, daß an mir etwas sehr Häßliches geschah. Der Schwefel begann an mir zu fressen; ein beißendes Priceln an meinem Leibe brachte mir dies mit Deutlichkeit zum Bewußtsein. Hiebe und Kraker, die ich in meinem Leben schon über mich habe ergehen lassen müssen, waren nichts gegen dieses ununterbrochene Aken. Folgen waren auch darnach. Als man mich endlich fand, war ich schwarz geworden. Wohl versuchte der Finder, mir wieder Politur zu verschaffen, aber es gelang ihm nur teilweise.

Von da an war meine Schönheit dahin, und ich mußte oft mit Schmerz erfahren, wie ungern man mich entsgegennahm. Es traten bei mir übrigens auch noch andere Mängel zutage. Ich war nämlich ein abgeschliffenes Geldstück geworden. Immer mehr verlor ich das frühere gute Aussehen, und es kam die Zeit, da man mich nur noch mit Drängen an "den Mann" zu bringen vermochte. So lieferte man mich schließlich auf der Sammelsstelle für außer Kurs gesetze Geldsstücke ab.

Jaja — mit Bitterkeit muß ich es bekennen — ich bin alt geworden. Aber wie könnte es anders sein. Schließlich geht keiner ungeschlagen



Eines Tages verlor mich ein Mädchen, ...

durch all das wechselvolle Getriebe des Lebens. Ich weiß — ich weiß, es geht zu Ende.

Jett wartet mir nur noch die Schmelze.

## Blasinstrumente

Max Reger wurde als Hoffen, königliche Hoheit!"

Meiningen nach einem Ronzert von den answesenden Fürstlichkeiten begrüßt, und eine ältere Prinzessin benutzte die Gelegenheit, um sich mit ihm über das Fagott zu unterhalten. "Was für seltsame Töne kommen doch aus diesem Instrument", sagte sie. "Machen die Musiker die alle mit dem Mund?" Worauf Reger: "Das will ich doch stark hoffen, königliche Hoheit!"

## Die Abstammung der Schweizer

Maria Theresia scherzte gern mit einem schweizerischen Offizier, der zuweilen an ihren Hof kam. "It es wahr", fragte sie ihn einst, "daß ihr Schweizer von Nebukadnezar herstammt, aus den Zeiten, da er in ein Tier verwandelt wurde?" Der Befragte antwortete: "Ew. Masiestät müssen es besser wissen als ich, weil ihre Familie (Habsburg) in der Schweiz älter ist als die meinige!"